

Vom Tode seines Jugendfreunds, des einst umjubelten Stierkämpfers José Sánchez, erfährt der unumjubelte, obgleich auskömmlich erfolgreiche Filmmusikkomponist Thomas E. Hilpert, als er an einem sonst vielversprechenden Junimorgen des Jahres 2016 in einer Berliner Espresso-Bar wie gewohnt auf seinem Laptop durch die Online-Ausgabe von *El País* scrollt. Kurz und lapidar gab die Meldung bekannt, dass Sánchez, bei den Aficionados besser bekannt unter seinem Künstlernamen *Pez Espada*, am Vorabend des Vortages aus einem Sevillanischen Bordell, wo er, einen der dort angebotenen Dienste in Anspruch nehmend, einen Herzinfarkt erlitten hatte, von der Notambulanz abgeholt worden und noch in derselben Nacht im Krankenhaus verstorben sei, nachdem ein erfahrenes Ärzteteam mehrere Stunden vergeblich um seine Wiederbelebung gerungen habe, wie es hieß.

Die erste Empfindung, die Hilpert beim Lesen überkommt, ist eine zweifache Verstimmung: erstens über den Druckfehler im Namen des Freundes (Sánghez statt Sánchez); zweitens über die seiner Ansicht nach bezeichnende, und zwar im ärgerlichen Sinn bezeichnende Tatsache, dass sich die fast schamhaft wenigen Zeilen ganz am Ende der Seite in den Obituarios fanden, als etwas gleichsam in den hintersten Winkel der öffentlichen Wahrnehmung Abgeschobenes und Verdrängtes, anstatt in angemessener Aufmachung im Deporte-Teil zu erscheinen, wo stattdessen lang

und breit das für das Weiterkommen in der Champions League gerade so hinreichende 1:1 besprochen wurde, das Atlético vergangenen Samstag zuhause gegen Real erzielt hatte.

Nicht einmal ein Bild des Pez Espada, etwa das in den 80er Jahren in Spanien wie eine Pop-Ikone verbreitete mit dem bullig herben Gesicht und der unorthodox ein wenig zu tief in die Stirn gezogenen, so den Ausdruck brutaler Entschlossenheit, Sánchez' Markenzeichen, unterstreichenden Montera, hatte man dem Text beigefügt. Dabei wäre das doch, im Zeitalter der digitalen Medien, kein großer Aufwand gewesen, dachte Hilpert. Hier aber war offenbar selbst der kleinste gescheut geworden.

Es war alles nicht mehr das.

Während sein Gehirn reflexhaft Sounddesigns und rhythmische Patterns durchscannt, die sich zur Untermauerung der Szene eignen würden, die jetzt vor seinem inneren Auge abrollt wie eine Sequenz aus einer der schwachsinnigen TV-Serien, für die er regelmäßig seine Scores abliefert – Bordellzimmer in funzeligem Rotlicht, darin ein Geschlechtsakt von verschwitzter Schludrigkeit, dann Sánchez' Körper schwerfällig auf dem Bett zusammen sackend, Schnitt, Blaulichtkarussell, eilige Sanitäter mit Trage, Schnitt, Intensivstation, Messgeräte mit grünen Flimmerkurven, Arztkommandos höchster Alarmstufe, Defibrillatoren in ächzender Action und so weiter – fragt sich Hilpert in einer Mischung aus Neid und Ekel, ob er sich den Jugendfreund im Augenblick des Todes als glücklichen Menschen vorstellen muss: ob José seine letzten Minuten in den Armen seiner Stammnutte in seinem Stammpuff verbringen durfte, oder ob er bei irgendeiner anonymen Sexdienstleisterin gelandet ist, die keinen Schimmer hatte,

wen sie da zu Tode ritt oder blies - falls sie den ihr ganz unbekanntem Kunden (nachdem dieser, vielleicht auf eine Vergünstigung hoffend aufgrund des Renommees, das seiner Meinung nach Stierkämpfer bei Frauen noch immer genossen, sich ihr offenbart hatte als einstmals berühmter Matador, nämlich als José Sánchez, den Schwertfisch, die Stierkampfliegende seiner Zeit) nicht einfach nur auslachte, indem sie erstens auf Stierkämpfer einen Dreck gab und zweitens ihr solch Wuchern mit dem Pfund einer großen Vergangenheit, angesichts der Fettleibigkeit, die Sánchez nach dem Ende seiner aktiven Karriere sich nach und nach angefressen hatte (und deren Anblick auf alles andere als Geschicklichkeit im Ausweichen vor anstürmenden Kampfstieren zu deuten schien), überhaupt nur als plumpe Aufschneiderei und besonders billiger Trick vorkam.

All diese Erwägungen münden in Hilberts Hirn schließlich in die Erkenntnis, dass er über die letzte Phase im Leben José Sánchez' im Grunde gar nichts weiß.

Hilbert schließt die *El País*-Seite und klappt den Laptop zu. Kurz erwägt er, ob er Blanca Isabel anrufen soll, doch verwirft er den Gedanken gleich wieder. Wenig wahrscheinlich, dass Blanca noch dieselbe Nummer hat wie vor - bezeichnenderweise muss Hilbert erst nachrechnen - dreiundzwanzig Jahren. Genau so wenig wahrscheinlich, dass die einstige Olivenkönigin über die späten Lebensumstände des Stierkämpfers mehr wissen sollte als er, Hilbert, selber. Kaum wahrscheinlicher außerdem, dass Blanca Isabel ausgerechnet jetzt, nach fast einem Vierteljahrhundert Funkstille, Lust haben sollte, ausgerechnet mit ihm, Hilbert, ausgerechnet über José zu sprechen, wohl wissend, dass sie -

abgesehen von dem pikanten Detail, für kurze Zeit die Verlobte seines besten Freundes gewesen zu sein - in seinem Leben keine größere Rolle gespielt hat als irgendeine der paar Dutzend Affären, die er im Lauf der Jahre mehr oder weniger elegant abserviert hat.

Da er das Handy schon in der Hand hat, überlegt Hilpert noch, ob er Renate anrufen soll, gibt aber auch diesem Impuls nicht nach. Garantiert würde Renate, in der ihr eigenen misstrauischen Art, sofort unterstellen, er, Thomas E., versuche jetzt, zwei Jahre nach ihrer Trennung, den Tod des Jugendfreundes als Vorwand zu benutzen, um wieder mit ihr in Kontakt zu treten. Womit seine Exfrau, wie Hilpert zum Glück noch rechtzeitig bemerkt, nicht einmal ganz falsch gelegen hätte.

Da ihm aber auch sonst niemand einfällt, mit dem er jetzt über José Sánchez reden könnte, sieht im Moment alles danach aus, als müsste Thomas E. Hilpert mit dem Tod seines Freundes gerade so allein bleiben wie dieser selber mit seinem Tod. Genau genommen, überlegt Hilpert, sogar noch *alleiner*. Schließlich ist bei ihm noch nicht mal eine Nutte.

Für den Rest des Tages hat der Filmmusikkomponist nichts Besonderes vor. So gesehen hätte Hilpert jetzt ebenso gut in seiner Espresso-Bar sitzen bleiben, den Laptop aufgeklappt lassen und Word öffnen können, um mangels anderer Leute, die mit ihm über José Sánchez hätten reden wollen, die Geschichte ihrer Freundschaft aufzuschreiben.

Leider ist das Schreiben nicht gerade Hilpersts Stärke. Besser schon, wir übernehmen das für ihn. Entlassen wir also Thomas E. Hilpert aus der Espresso-Bar und sehen ihm, bevor wir loslegen,

noch ein Weilchen nach, wie er in der strahlenden Junisonne eine dieser bunten modernen verkehrsberuhigten Straßen auf dem Prenzlauer Berg hinuntergeht, sich an seine letzte denkwürdige Begegnung mit José Sánchez erinnert und auf weitere Empfindungen wartet.

## I. Teil

### 1

*Giovanni: E la luce?*

*Juan: ¿Y la lucha?*

*(Anonym)*

Thomas E. Hilpert erhielt seinen zweiten Vornamen, Ernesto, von seinem Vater, Ernst Heinrich Hilpert, damals international angesehenem Professor für Kunstgeschichte, Experte für die Malerei des Siglo de Oro.

Des Professors Liebe zu Spanien hatte immer schon weit mehr umfasst als jene reiche Tradition der Bildenden Künste, die für jeden Kenner Gegenstand begründeter Wertschätzung und staunender Bewunderung ist. In einer Art sehnsüchtigen Schwärmerie, die sich mit zunehmendem Alter ins geradezu Idolatrie steigerte, galt Hilperfs Liebe vielmehr *dem Spanischen schlechthin*, genauer gesagt dem, was sich in seinem Kopf in letzter Verdichtung als *der Gedanke Spanien* festgesetzt hatte. Großzügig (obschon darin zugleich selektiv und nicht immer gerecht gegen die Vorzüge anderer Länder, insbesondere des eigenen) verströmte sich Hilperfs Spanienliebe, die manch einer selbst seiner Freunde in gutmütigem Spott auch schon mal einen *Fimmel* nennen mochte, über die iberische Nation als Ganzes, ergoss sich ebenso bekenntnishaft wie lustvoll über Sprache, Landschaften, ehrwürdige alte Städte, die gesamte Kultur und Lebensart, so

auch nicht zuletzt die spanische Küche, den Wein und die Frauen, deren Kenner und Liebhaber Hilpert war.

Man wird Ernst Heinrich Hilpert glauben dürfen, dass es nicht sein Bestreben war, dem Sohn mit jenem Segundo Apellido, Ernesto, nach patriarchaler Manier den eigenen Rufnamen, kenntlich kaschiert in der spanischen Form, als sozusagen immaterielles Vatererbe in die Wiege zu legen. Es sollte jene Taufe von nichts anderem zeugen als von Hilperts Bedürfnis, seinem leidenschaftlichen Hispanismus einen Ausdruck zu verleihen, der im Namen des Sohnes zeit dessen Lebens, und so über sein, Ernst Heinrichs, eigenes hinaus, klangvoll spanisch nachhallen würde. Mochte auch Hilpert in seiner weltanschaulichen Überzeugung ein Gegner der katholischen *Religion*, wie überhaupt jeglicher konfessionellen Religiosität sein: seine Spanienliebe war doch so umfassend, dass sie diese kleine Verbeugung vor der katholischen *Kultur* des gelobten Landes, wie die Sohnestaufe sie darstellte, ganz undogmatisch einschloss.

Einen zusätzlichen Schub erfuhr der Hilpertsche Spanienkult zu der Zeit, als unter den progressiven Intellektuellen der damaligen Bundesrepublik die später sprichwörtlich gewordene *Toskana*-Verklärung zunehmend en vogue geriet. Obwohl politisch der diesem lieblichen Landstrich so zugeneigten Fraktion nicht ganz fernstehend, erkannte Hilpert doch in seiner spanischen Gegenutopie das geistig und ästhetisch ihm Gemäßigere. Dem Mildten und Sanften und der arkadischen Süße, jener vorweggenommenen Versöhnung von Allem mit Allem und von Allen mit Allen, als deren kulturlandschaftliches Sinnbild der *Vulgärhedonismus* (Hilpert) der Gegenpartei die gelobten Gefilde

„ihrer“ Toskana beschwor, setzte er iberische Rauheit und Härte entgegen; dem schmeichelnd einullenden mediterranen Balsamlicht die grelle, von allem Schein des der Menschenseele Entgegenkommenden gleichsam entblößte Materialität: jene trockene, schimmerlose, zuweilen feindliche und geradezu verletzende Helle, in der unter der spanischen Sonne Dinge und Gesichter in die Erscheinung traten, ja in die Erscheinung geradezu hinein sich stemmten, fordernd und obszön, zu ihr vorstießen. Dem toskanisch elysischen Einssein von Subjekt und Natur misstraute ein Geist, der in den kargen Sierras und Hochebenen Spaniens eine Ursprünglichkeit zu erfahren vermeinte, sprachlos und uneinnehmbar resistent, deren Sinn nicht in der tröstlichen Verschmelzung von Licht und Ding läge, sondern in deren repulsiven Aufeinanderprallen; eine Ursprünglichkeit, in der nicht stille Glückseligkeit und heiteres Otium heimateten, sondern der Kampf.

Dass Hilpert als moderater Sympathisant zum weiteren Umfeld der deutschen akademischen 68er dennoch gehörte, hatte ihn seinerzeit zu einem unter den Studierenden beliebten Dozenten und gefragten Doktorvater gemacht. Dies mag insofern erstaunen, als Hilpert von den Effekten, mit denen der Kapitalismus, gegen den man sonst erbittert opponierte, die Sphäre der Kunst immer mehr mit buchstäblich Schwindel erregender Vermarktung zersetzte, ganz offensichtlich profitierte. Zuzüglich einer stattlichen Erbschaft durch einträgliche Nebentätigkeiten als Gutachter bedeutender Museen zu Vermögen gekommen, zögerte Hilpert nicht, sich einen lang gehegten Lebensraum zu erfüllen, indem er, einige Jahre vor seiner, übrigens vorzeitigen Emeritierung, in der Gegend von El Bosque im andalusischen Hinter-



land eine herrlich gelegene alte Finca erwarb: La Herradura, das Hufeisen, war der Name des Anwesens.

Zu dieser Zeit hatte das Francoregime unterm Druck der globalen Zeitläufte begonnen, sich der einen oder anderen liberalistischen Lockerungsübung zu befleißigen, die es, von außen betrachtet, nicht mehr ganz so präpotent grandenhaft als vielmehr schon ein wenig donquijotesk linkisch im Sattel sitzend erscheinen ließen. Nach innen zwar versahen die Exekutivorgane des greisen Diktators noch immer weithin spürbar ihr repressives Amt, und selbstverständlich stand Hilpert dem allem vehement ablehnend gegenüber. Doch er auf La Herradura hatte ja unter den politischen Verhältnissen nicht zu leiden; deren baldiges Ende war außerdem damals schon absehbar.

Und es hatte eben Spanien sein müssen.

Wie Thomas Ernesto früh begreifen lernte, hatte sein Vater für das Erfüllen von Lebensträumen überhaupt eine ausgeprägte Begabung. Nur zu glücklich war für Ernst Heinrich der Erwerb von La Herradura mit der Erfüllung eines weiteren Traumes zusammengefallen. In einem vorgerückten Mannesalter stehend, das sich für ihn in jeder Hinsicht als das sprichwörtlich beste erweisen sollte, hatte nämlich Hilpert am Rande einer Tagung der CETA in Madrid eine blutjunge Spanierin kennen gelernt, die er mit seinem Charme, seinem Esprit, möglicherweise aber auch mit seiner herrlich gelegenen Finca, in wenigen Tagen nicht allein zu erobern, sondern dauerhaft an sich zu fesseln vermochte. Es war um María Asuncións willen, dass Hilpert sich wenige Monate später von Hannelore, der Mutter seines Sohnes, scheiden lassen sollte. Und während Thomas bei seiner nunmehr alleinerziehen-

den Mutter in einer nunmehr erheblich kleineren Reihenhauswohnung in einer nicht weiter erwähnenswerten (und darum hier auch namenlos bleibenden) Düsseldorfer Vorstadtsiedlung aufwuchs, verbrachte der Professor von nun an seine vorlesungsfreie Zeit größtenteils mit María Asunción auf La Herradura, bei Sonne, Wein, Kunstbildbänden und Liebe.

Unser Vertrauen in die Vorstellungskraft des Lesers, der, sei es aus eigener Erfahrung, sei es vom Hörensagen, mit wenigstens einer Geschichte dieser Art bekannt sein wird, lässt es geraten scheinen, den Mantel des Schweigens über die folgenden Jahre ehelicher Verwerfungen, psychologischer Scharmützel und nicht zuletzt logistischer Komplikationen zu breiten, die auf diesen tiefen Einschnitt in letztlich auch Thomas Ernestos Biografie folgten. Es genügt, zu erwähnen, dass Hannelore Hilpert, nachdem sie im Scheidungsprozess zunächst das Sorgerecht für den gemeinsamen Sohn zugesprochen bekommen hatte, mit den Jahren mehr und mehr der Trunksucht verfiel, weshalb ihr zu guter Letzt das mit verbitterter Vehemenz Erstrittene wieder aberkannt werden und infolgedessen der damals elfjährige Junge zu Vater und Stiefmutter ziehen musste, die sich inzwischen dauerhaft auf La Herradura niedergelassen hatten.

Spanien war jetzt von der Diktatur befreit und immerhin parlamentarische Monarchie geworden - gerade rechtzeitig nachdem der Professor, seiner akademischen Verpflichtungen glücklich enthoben, sich entschlossen hatte, der alten Bundesrepublik endgültig, wie man sagt, den Rücken zu kehren. Als Thomas Ernesto ihm nachfolgte, kam er in ein freies, zunehmend der kulturellen Moderne zugewandtes Land, das sich im

Bewusstsein einer Art Rundumverjüngung in einen Prozess neuer Selbstfindung gegeben hatte, was sich auf allen Ebenen in einem Klima von Freiheit, Fortschrittlichkeit und Weltoffenheit niederschlug.

Bald nach Thomas Ernestos Ankunft auf La Herradura folgte ihm sein geliebter Bechsteinflügel nach, den der Junge eine Reihe von Jahren schon, seit er mit dem Klavierunterricht angefangen hatte, eifrig zu bespielen pflegte und den er nun von seiner Mutter, deren Eigentum er eigentlich war – wir möchten, um es so wertfrei wie möglich auszudrücken, sagen: *übernommen* hatte. Geschenkt nämlich hatte die Mutter ihm das Instrument eigentlich nicht; es ein Erbstück zu nennen verbietet sich angesichts der Tatsache, dass Hannelore Hilpert, wenn auch in mehr und mehr zerüttetem Zustand, noch lebte; von Diebstahl zu sprechen aber hieße sowohl dem Jungen eine Böswilligkeit unterstellen, an die dessen kindliches Gemüt damals bei weitem noch nicht heranreichte, als auch der Mutter einen Besitzanspruch, den sie zu dem Zeitpunkt schon nicht mehr dezidiert zu stellen in der Lage war.

Hannelore Hilpert, die sich inzwischen wieder mit ihrem sogenannten Mädchennamen Kolbe nannte, war eine durchschnittlich begabte Mezzosopranistin, die, bevor sie die Gattin des Kunsthistorikers wurde, ihre prekäre Existenz mit Gesangsstunden und als Aushilfe im Opernchor finanziert hatte. Der Bechstein war, einigermaßen pünktlich zum Abschluss ihres Studiums, durch den Tod eines entfernten Onkels im Thüringischen auf sie gekommen, ein Erbmassenteil, für das außer ihr in der Familie niemand Verwendung hatte – eher, wenn man so sagen kann, im Gegenteil. Der ziemlich verlotterte alte Kasten war zu der Zeit

schon einigermaßen heruntergespielt, der Klang im Bass pappig, im Diskant aufgespleißt und hauchdünn; doch machte er optisch etwas her, und die Mittellage erwies sich, wenigstens für die Zwecke des Gesangsunterrichts, als immer noch tauglich. Eine aufwändige Restaurierung hatte man von daher zunächst für unnötig erachtet; erst nachdem Thomas Ernesto im Klavierspiel Fortschritte machte, die allgemein als untrügliche Anzeichen von Talent gedeutet wurden, investierte Professor Hilpert die deutlich über dem Bagatellbereich liegende Summe, mit der sich der Flügel von einem in Ehren gealterten Museumsstück in ein spielbares Instrument verwandeln ließ, das mit der sich rasch entwickelnden Fingerfertigkeit des Jungen mithalten konnte. Mit eifrigem Üben, zunehmendem Können und regelmäßigen Achtungserfolgen bei Jugend musiziert aber hatte sich Thomas Ernesto im Lauf der Jahre den Status des faktischen Flügelbesitzers erspielt, und als eines Morgens, wenige Tage nachdem er die mütterliche Wohnung verlassen hatte, die dreiköpfige Packertruppe des von Ernst Heinrich beauftragten internationalen Klaviertransports vor der Tür stand, dachte Hannelore Kolbe gesch. Hilpert selbst schon nicht mehr daran, dass das gute Stück eigentlich ihr gehörte.

Bald hatte sich in El Bosque ein Klavierlehrer gefunden, der ins Haus kam, sodass Thomas den gewohnten Unterricht auch in Spanien fortsetzen konnte. Dank einem angeborenen feinen Ohr und der suggestiven Beredsamkeit seiner jungen Stiefmutter, erlernte er auch das Spanische schnell. Professor Hilpert hatte dazu früher schon, durch spielerische Lektionen in der Sprache, die er selber, wie sich versteht, fließend beherrschte, gute Vorarbeit

geleistet. An der Primaria, die Thomas Ernesto in El Bosque besuchte, verstand er sich rasch einzufügen; nicht länger als ein Jahr dauerte es, bis seine schulische Leistungen den Stand wieder erreicht hatten, den er aus seinen Schuljahren in NRW gewohnt war, nämlich einen durchweg hervorragenden. Die äußere Erscheinung des Jungen mit dem hellen, zu Blässe neigenden Teint und dem luftig gelockten Blondhaar ließ ihn unter den einheimischen Klassenkameraden hervorstechen - was ihm übrigens mehr ehrfürchtige Beachtung eintrug als fremdelnde Hänseleien. Sein Spanisch dagegen war in Duktus und Intonation von dem der nativen Sprecher bald kaum noch zu unterscheiden - bis auf ein leichtes Hinterherhinken im Sprechtempo, dessen prasselndes Prestissimo er nie ganz erreichte. Ansonsten aber konnte der Professorensohn, der jetzt von allen nun nur noch Ernesto gerufen wurde, bald als hervorragend assimilierter Deutschspanier gelten.

Indes sein Vater war entschlossen, diese Assimilation noch weiter voranzutreiben. Er meldete Ernesto bei einer Stierkampfschule an. Denn dies schien ihm von allen denkbaren Formen, mit der Kultur des Gastlandes in Berührung zu kommen, die unmittelbarste, und die intensivste.

Es mag den zahlreichen Widersprüchen im Charakterbild Ernst Heinrich Hilperts einen weiteren hinzufügen, dass das so feinfühligste, durch jede Unstimmigkeit in kleinsten Wahrnehmungsnuancen verletzbarste Sensorium dieses Mannes, dessen hochkultivierter Geist den schönen Künsten ebenso zugetan war wie dem edlen Gedanken eines solidarisch gewaltfreien Zusammenlebens aller Menschen, nicht angewidert zurückzucken sollte vor der zweifelhaften Kunst der Tauromachie mit ihren prä-

zivilisatorischen Grausamkeiten, ihrer atavistischen Inszenierung von Gewalt, Blut und Tod. Hilpert selbst sah das freilich anders. Für ihn war solcher Widerspruch nicht etwa ein Gebrechen oder eine Art geistige Ursünde, war nicht der fundamentale logische Konstruktionsfehler, der früher oder später jedes noch so elaborierte Ideengebäude zum Einsturz bringen musste. Vielmehr sah er darin die übergeordnete Stimmigkeit einer Polarität, die einem solchen Gebäude geradezu Dynamik und Innenspannung, und damit Stabilität und Tragkraft, letztlich auch Schönheit verlieh. So weit, dachte Hilpert, durfte man es mit der Feingeisterei nicht treiben, dass man sich verächtlich stellte gegen eine Tradition, die gleichsam sinnbildhaft im innersten Zentrum dessen verankert war, was zu seiner, Hilperts, Schulzeit nach Wilhelm Wundt noch in aller Unschuld *die Seele eines Volkes* hatte heißen dürfen. Und war nicht die Essenz des *spanischen Gedankens* gerade im Stierkampf, in der *Corrida*, diesem farbenprächtigen Fest-Spiel mit dem schwärzesten Ernst des Todes, auf das Sinnfälligste und Anschaulichste verdichtet? Und trafen nicht diejenigen, die von der Institution des Stierkampfes als einem *Nationalheiligtum* sprachen, mit der scheinbar gedankenlos wiedergekäuten Phrase die Wahrheit aufs Glücklichste und Genaueste: dass nämlich in der perennierenden Verehrung, ja Liebe des spanischen Volkes zu seinem Totem, dem Stier, aus unversieglicher Quelle ein Unterstrom des Paganen fortströmte, der sich, unsichtbar, schweigend und kryptisch verästelt, durchhielt und durchsetzte gegen alle vergeistigte Christenheiligkeit, die die wahrnehmbare Oberfläche der Zeugnisse der Zivilisation in diesem Lande bestimmte? Nein, dachte Hilpert, Spanien war doch *im Grunde*: gleichsam in der

chthonischen Tiefe seines Seins, ein *paganes* Land geblieben. Ein paganes Land mit einer christlichen Fassade, genau gesagt einer katholischen. Wer aber konnte besser wissen als Hilpert, dass es sehr wohl möglich war, katholisch zu glauben und dabei pagan zu fühlen. Wenn man es nur tief genug bedachte, so war die Kultur, die auf dem Territorium der iberischen Halbinsel aus der Begegnung von Heidentum und Christentum hervorgegangen war, nichts anderes als *paganer Katholizismus*. Dies war der ibero-katholische Bastard, der aus der Vergewaltigung der heidnischen Mutterkultur durch das Christentum entsprossen war: ein Katholizismus, der mit Christlichkeit gerade so viel noch gemein hatte, dass es zu Judenverfolgung, Maurenschlachtereien und Hexenabfackeln reichte, zu ekstatischen Madonnenanbetungen und post-schamanistischen Kapuzenriten mit Heiligenstatuen. Das Beste am Katholizismus war für die Spanier, Nation geborener Fleischfresser, die *Eucharistie*, dieser merkwürdige heilsgeschichtlich verbrämte Opferritus, bei dem öffentlich (obschon symbolisch zu einem dünnen roten Säftchen sublimiert) *Blut* getrunken werden durfte. Wäre es doch nur echtes gewesen, musste Hilpert oftmals denken. Hätte Spanien fortgefahren, sich kollektiv am Blut seiner geopfert Stiere zu besaufen, anstatt sich von katholischen Priestern, dieser blutleeren Schamanenkaste des Papstregimes, bequatschen zu lassen, bei der labbrigen Plörre im Blechkelch handle es sich um „transsubstantiiertes“ Blut – wie viel vergossenes Menschenblut wäre der Welt dann erspart geblieben! Das echte Blut der Frühzeit, durch einen semantischen Quacksalbertrick verdrängt vom falschen katholischen: zurück gewann man es, indem man es aus den Körpern der Ungläubigen

herausschlug mit der Gewalt des Schwertes. Waren nicht die Hysterie des Katholischen in Spanien, die Erbitterung der Verfolgung, die Unersättlichkeit der Bekehrung und das fanatische Pathos der Autodafés gerade die Symptome dafür, dass die pagane iberische Seele ihre christliche Verletzung in Gestalt des spanischen Katholizismus mit aller Gewalt an den Rest der Welt, weitergeben musste, sie blutberauscht zum Glück der Bekehrung zwingend? Das, so Hilperts geschichtsphilosophische Pointe, war der Preis gewesen für all die Segnungen der Zivilisation, die die Christianisierung über Spanien gebracht hatte: die Übernahme des Katholizismus als Eintrittskarte gleichsam in jene vor Blut überschwappende Arena, die sich Weltgeschichte nannte. Und um wie viel uneleganter, unfairer noch und grausamer als auf einer Plaza de Toros, kämpfte in dieser Arena Mensch gegen Mensch!

So also kam der zwölfjährige Ernesto Hilpert in die Escuela Comarcal Taurina de Ubrique. Viele spanische Väter schicken ihre Söhne in Stierkampfschulen, damit aus den Knaben Männer würden; Hilpert senior schickte Thomas Ernesto hin, damit aus ihm ein Spanier werde. Keineswegs war es Hilperts Plan, den Jungen zum professionellen Stierkämpfer ausbilden zu lassen. Aber er sollte den Kampf lernen, den Kampf mit dem Stier in all seinen Finessen und nach den Regeln der Corrida, jenes erhabenen Kampf-Fest-Spiels, seren und sinister zugleich, dessen Dramaturgie auf geheimnisvolle Weise den Schlüssel zum Verständnis des *spanischen Gedankens* enthielt. Für eine Phase seines Lebens wenigstens sollte der Junge in Berührung mit dem Stier kommen, und zwar im wörtlichen Sinn von Berührung, als einer unmittel-



baren Erfahrung in nächster physischer Nähe. Es sollte Thomas Ernesto *den Stier fühlen*. Denn dies erachtete der Kunstgeschichtsprofessor als eine elementare Form ästhetischer Bildung: Erziehung durch Wahrnehmung; fühlendes, nicht diskursiv vermitteltes Lernen. Hilpert hegte dabei die, wie ihm klar war, ganz unwissenschaftliche, vielmehr reichlich esoterische Vorstellung, dass sich jener *spanische Gedanke* in einer Art feinstofflichem Fluidum materialisierte, das in den Körper übergang und in die Seele dann gewissermaßen einsickerte, sobald der Mensch mit dem Stier in Berührung kam, aus nächster Nähe den Ausdünstungen des Körpers des Stieres ausgesetzt, seinem Schweiß, dem Brunstgeruch und dem feuchtheißen Schwall seiner Nüstern, dies alles spürend, einatmend, in sich aufsaugend. Und so würde es der Stier sein, der dann jene letzte Lücke ausfüllte, die Thomas Ernestos Geist und Seele vom vollen Einswerden mit dem Spaniertum noch trennte, den Weg seines, Hilperts, Sohnes zur Ununterscheidbarkeit von einem eingeborenen Spanier, noch, auf der letzten Etappe, blockierte.

In der Stierkampfschule erwies sich Thomas Ernesto als gelehrig sowohl als geschickt, kaum minder als im Klavierunterricht. Gewohnt und geübt, seine Sache in allem, was nur zu lernen war, gut zu machen, stand er auch hier nicht hinter seinen Mitadepten zurück, ja tat sich in Vielem sogar exzellierend unter ihnen hervor. Kaum wird betont werden müssen, dass er in den sogenannten Wissensfächern, Theorie und Geschichte des Stierkampfes, bald ohnehin alle anderen übertraf. Die einschlägige Literatur verschlang er förmlich. Schon nach einem halben Jahr kannte er Namen und Beschreibungen sämtlicher Faenas, wie sie

im großen El Cossío, der *Bibel des Stierkampfes*, beschrieben waren, auswendig, wusste Bescheid über Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte der modernen Corrida, kannte Namen und Lebensstationen der legendären Matadore sowie Orte und Daten ihrer wichtigsten Kämpfe. Schier altklug expertenhaft konnte er sich in den Theoriekursen über die verschiedenen Schulen und die feinen Unterschiede der durch sie geprägten Kampfstile auslassen; selbst über Stierzucht und -haltung hatte er sich bald alles Wissenswerte angeeignet. Namen und Definitionen der höchst differenzierten Charakterkategorien, denen der Stierkennner, und mehr noch selbstredend der Stierkämpfer, die einzelnen Gattungsexemplare zuordnen können muss, beherrschte er aus dem Effeff, lange bevor er überhaupt in die Nähe eines lebendigen Stiers gekommen war.

Auch auf dem Platz, auf der Sandfläche der Übungsarena machte Thomas Ernesto keine schlechte Figur, wobei ihn sein eher leichter, in all seiner Geschmeidigkeit aber durchaus drahtiger Körperbau begünstigte. Die Schwünge mit der Capa, die der Anfänger zunächst allein, später im Zusammenspiel mit einem Mitschüler, der, geduckt mit an den Schläfen vorgestreckten Zeigefingern, auf ihn zu stürmt, zu üben hat, gelangen ihm mit natürlicher Grazie, und das Ganze seiner Darbietung entriß dem Munde Bartolomé Chispas, des Stierkampfmeisters, manch ermunterndes ¡Bueno!, ¡Excelente! und ¡Fabuloso! Es schien, Thomas Ernesto hatte auch für den Stierkampf Talent.

Auch später, als nicht mehr auf jene noch kindlich stier spielende Art mit den Zeigefingerhörnern, sondern mit dem Carrito geübt wurde, einem schubkarrenartigen Fahrgestell, das

vorn auf einer Stange einen lebensgroßen Stierkopf aus Pappmaschee trägt, bewehrt mit nicht mehr ganz so harmlosen Hornnachbildungen, büßte Ernestos Darbietung an Eleganz, Sicherheit und Bravour nichts ein. Im Gegenteil entwickelte er hier nun erst recht Schneid, Wendigkeit, Stilgefühl, ergänzte seine angeborene Anmut durch Kraft und bis ins Kleinste ausgefeilte Kniffe und Bravaden. Für Bartolomé Chispa war es eine wahre Freude, den gelehrigen Junge sprichwörtlich mit der Größe der Aufgabe wachsen zu sehen.

Einzig der letzten Tathandlung des Kampfes, dem Todesstoß, fehlte es bei Thomas Ernesto einstweilen noch an Wucht und Durchschlagskraft. Den schmalen Schlitz im Nacken des Pappmascheekopfs, in den am Ende einer simulierten Suerte de matar die Klinge versenkt werden muss, traf er zwar meist einigermaßen sicher und genau; nicht jedes Mal, aber im Ganzen mit immer noch überdurchschnittlicher Zuverlässigkeit. Doch mangelte seiner Estocada jene letzte Konzentration von Energie, die für das saubere Töten erforderlich ist. Das trotz seiner Verletzlichkeit immer noch verhältnismäßig feste Gewebe an jener ungefähr münzgroßen Stelle zwischen den Schulterblättern eines echten Stiers, hätte sein Degen nicht zu durchdringen vermocht.

Häufig bemängelte Bartolomé Chispa dieses Defizit, mahnte Ernesto zu stärkerem Engagement. Eine Kritik, die den ehrgeizigen Schüler umso schmerzlicher traf, als sie just auf den Punkt zielte, wo, bei offensichtlich mangelnder Anlage, durch Lernen und beharrliches Üben am wenigsten auszurichten sein würde.

Es war nicht etwa Chispas suggestive, oft mit Bildern und Gleichnissen arbeitende, manchmal etwas wolkige und den

Metaphernhorizont eines Zwölfjährigen jedenfalls deutlich überschreitende Sprache, an der Thomas Ernestos Lerneifer scheiterte. Belesen und verständig genug war er, verfügte auch über genügend Phantasie, um stets genau zu ahnen, wovon der Meister im Unterrichtsraum zur Klasse sprach. Lebhaft, wie zum Greifen nah, sah er es vor sich, wie er den Stoß zu führen hätte; mit aller Deutlichkeit spürte er die Möglichkeit dieses Stoßes in seinem Arm, seinem Körper. Dann aber, beim folgenden Übungsdurchgang auf dem Platz, geriet es ihm im entscheidenden Moment wieder zu lasch.

Chispa gab sich Mühe, auf eine ermutigende Art nachsichtig zu reagieren. Er, Ernesto, war ja noch jung. Er wäre nicht der Erste, der, bei allem sonstigen Talent, diese entscheidende Fähigkeit erst spät in sich entdeckte. ¡No te abandones! - sagte der Maestro mit einem zwischen Trost und Mitleid verwackelten Lächeln. Es würde schon noch kommen.

Inständig hoffte der Lernende, dass des Meisters Lehr- und Lebenserfahrung ihn nicht trog und dass, was ihm fehlte, wirklich noch kommen würde.

Denn es musste kommen. Es hatte nämlich Thomas Ernesto Hilpert damals in seiner jungen Seele einen Entschluss gefasst: er wollte Stierkämpfer werden. Aber nicht einfach irgendein Torero. Sondern Matador.